

Brandoms Pragmatismus ohne Handlungen

Rainer Lange

In *Making It Explicit*¹ entwickelt Robert Brandom eine Sprachphilosophie, deren Grundzüge von zwei Leitideen bestimmt werden: von einem Wittgensteinschen Pragmatismus, wonach die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke unter Bezug auf ihren Gebrauch zu explizieren ist; und von einem Inferentialismus im Sinne Sellars', wonach es nicht die repräsentationalen Beziehungen von Sprache und Welt, sondern die inferentiellen Beziehungen sprachlicher Entitäten untereinander sind, denen in einem solchen explikativen Vorhaben Priorität zukommt. Brandoms programmatische Einsicht ist „[...] that propositional contentfulness must be understood in terms of practices of giving and asking for *reasons*“.² Diese Praxen des Gebens und Verlangens von Gründen wiederum beschreibt er, und das ist die zentrale Metapher seines Buches, indem er ihre Mitglieder als deontische Buchführer charakterisiert, die einander bestimmte Berechtigungen und Verpflichtungen zuschreiben und die Änderungen dieser deontischen Status aufgrund ihrer Aktionen verfolgen. Besitzt eine solche Praxis eine geeignete Struktur, dann sind die darin zugewiesenen Status propositional gehaltvoll. Es handelt sich dann um eine diskursive oder sprachliche Praxis, ihre Teilnehmer sind vernünftig oder rational.

Im folgenden werde ich mich mit der eigentümlichen Rolle von Wahrnehmungen und vor allem von Handlungen innerhalb der sprachlichen Praxen à la Brandom befassen, mit ihrer Rolle, anders gesagt, innerhalb des Spiels des Gebens und Verlangens von Gründen. Ich beginne mit einer Feststellung über die Züge, die in diesem Spiel überhaupt möglich sind. Eine Äußerung, die von einem Teilnehmer an einer sprachlichen Praxis gemacht wird, kann als Grund für etwas anderes dienen oder der Gründe bedürfen. Jene Züge, für die beides gilt, nennt Brandom *Behauptungen* („claims“ oder „assertions“). Wegen ihrer Doppelfunktion spielen sie eine besonders wichtige Rolle: „The fundamental sort of move in the game of giving and asking for reasons is making a claim – producing a performance that is propositionally contentful in that it can be the offering of a reason, and reasons can be demanded for it“.³ Meine Frage ist, was es heißen kann, daß Behauptungen für das Begründungsspiel „fundamental“ sind. Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, wird sich zeigen, daß Brandom durch seine strategischen Vorgaben zu einer Position geführt wird, die kaum noch als pragmatistische zu erkennen ist – in ihr spielen nämlich Handlungen nur eine nachgeordnete, optionale Rolle.

Um das zu sehen, muß zunächst geklärt werden, welche anderen Arten von Zügen neben den Behauptungen im Begründungsspiel gemacht werden können. Zu ihrer Unterscheidung kann man mit Dummett die Umstände und Folgen eines solchen Zuges als Umstände und Folgen der angemessenen

Anwendung eines sprachlichen Ausdrucks betrachten.⁴ Diese können ihrerseits inferentielle oder nicht-inferentielle sein. Nicht-inferentielle Anwendungsbedingungen gelten für das, was Sellars „Spracheintrittszüge“ genannt hat und was in seinem Verständnis Wahrnehmungsaussagen entspricht; nicht-inferentielle Anwendungsfolgen dagegen haben „Sprachaustrittszüge“, die in der Ausführung von Handlungen resultieren.⁵ Mit diesem Instrumentarium rekonstruiert Brandom inferentielle Verpflichtungen im *weiten* Sinne als Verpflichtungen auf die Angemessenheit des Übergangs von den Umständen korrekter Anwendung eines Ausdrucks zu deren korrekten Folgen, wobei weder die Umstände noch die Folgen inferentielle sein müssen. Vor diesem Hintergrund unterscheidet er nun drei Arten von Inferentialismus⁶:

Schwacher Inferentialismus:

danach sind inferentielle Beziehungen notwendig, damit eine Praxis Ausdrücken begriffliche Gehalte verleihen kann.

Starker Inferentialismus:

danach gibt es nichts an begrifflichem Gehalt, was nicht durch inferentielle Beziehungen im weiten Sinne konstituiert wird; diese sind also hinreichend für jeden begrifflichen Gehalt.

Hyperinferentialismus:

danach sind für den begrifflichen Gehalt, und zwar – das wird noch wichtig werden – für jegliche Art von begrifflichem Gehalt von Ausdrücken allein die inferentiellen Beziehungen im engeren Sinne relevant, bei denen Umstände und Folgen der Anwendung eines Ausdrucks selbst inferentiell verstanden werden. Im Original lautet diese Stelle: „[the hyperinferentialist thesis, RL] maintains that *narrowly* inferential articulation is sufficient for conceptual contentfulness of all sorts“.⁷

Brandom lehnt den Hyperinferentialismus ab, weil es ihm unmöglich sei, den Gehalt der meisten tatsächlich verwendeten Begriffe mit Ausnahme einiger mathematischer Begriffe zu rekonstruieren. Erst Wahrnehmungen und Handlungen könnten schließlich sprachlichen Äußerungen empirischen und praktischen Gehalt verleihen. Diese Kritik geht jedoch nicht weit genug. Nimmt man nämlich ein Argument ernst, die Brandom selbst anführt, dann läßt sich ein wesentlich stärkerer Einwand gegen den Hyperinferentialismus konstruieren. Aber dieser Einwand trifft zugleich eine bestimmte Interpretation des starken Inferentialismus. Die Konsequenz meiner Kritik ist deshalb eine Klärung des starken Inferentialismus, um dem im folgenden vorzuführenden Einwand zu begegnen.

Um mein Argument zu entwickeln, möchte ich zunächst drei Lesarten der stark inferentialistischen These, Behauptungen seien „der fundamentale Zug im Begründungsspiel“, unterscheiden, und klären, was daraus für die Rolle des Handlungsbegriffs folgt.

Nach der schwächsten Lesart bedeutet die fragliche These, daß es ihre Beziehung zu Behauptungen ist, welche den Zügen in einem Begründungsspiel begrifflichen Gehalt verleiht. Irgendwelche Regungen in einer Praxis können beispielsweise nur dann als Spracheintritts- oder Sprachaustrittszüge gelten, wenn sie in einer noch näher zu spezifizierenden Beziehung zu Behauptungen stehen. Für Handlungen, als Sprachaustrittszüge verstanden, bedeutet dies: es gibt keine Handlungen außerhalb von Praxen, in denen Behauptungen aufgestellt werden können. Diese Lesart könnte man als die „Abhängigkeitslesart“ bezeichnen.

Nach der zweiten Interpretation genießt der Begriff der sprachlichen Rationalität eine Priorität gegenüber dem der praktischen Handlungsintentionalität, die sich in Brandoms erklärter Bevorzugung einer linguistischen Theorie der Intentionalität im Sinne Stalnakers äußert⁸; was Behauptungen sind, muß demzufolge expliziert werden, bevor geklärt werden kann, was Handlungen sind. Allerdings sind hier zwei Versionen zu unterscheiden: in einem analogischen Verständnis expliziert eine Theorie der Intentionalität ihre grundlegenden Termini zunächst am Gegenstand sprachlicher Intentionen, um sie dann im Analogieschluß auf praktische Intentionen zu übertragen; in einem relationalen Verständnis dagegen sind praktische Intentionen nicht in Analogie, sondern nur kraft ihres Verhältnisses zu linguistischen als intentionale Zustände zu begreifen. Bei letztgenannter Auffassung, die auch Brandom vertritt, ist *prima facie* nicht klar, in welchem Sinne sprachliche Rationalität der praktischen gegenüber begriffliche Priorität besitzen soll. Schließlich ist sie damit vereinbar, daß umgekehrt auch sprachliche Rationalität nur unter Bezug auf Handlungen explizierbar ist. Für das Verhältnis von Behauptungen und Handlungen hat diese Auffassung keine anderen Folgen als die Abhängigkeitslesart der Fundamentalitätsthese.

Anders die dritte Lesart. Sie besagt, daß das Vorkommen von Behauptungen ausreicht, damit eine Praxis als eine Praxis gelten kann, die begriffliche Gehalte verleiht. Wahrnehmungen und Handlungen erweitern in diesem Verständnis das Spektrum an möglichen Gehaltsarten, doch diese Erweiterungen sind optional. Ich zitiere eine aufschlußreiche Stelle: „Thus, *empirical* content represents an enrichment of the generic sort of propositional content specifiable in abstraction from the contribution of observation. Similarly, *practical* content represents an enrichment of the generic sort of propositional content specifiable in abstraction from the contribution of action”.⁹ Der einzige Unterschied zum Hyperinferentialismus ist also der, daß letzterer behauptet, inferentielle Artikuliertheit im engeren Sinne sei ausreichend für begriffliche Gehalte jeglicher Art („of all sorts“), während der starke Inferentialismus zur Konstitution mancher Arten begrifflicher Gehalte weitere, nicht-inferentiell charakterisierte Bedingungen und Folgen der Anwendung mancher Sprachschemata vorsieht.

Die dritte Interpretation von Brandoms Auffassung impliziert, daß es sprachliche Praxen geben könnte, innerhalb derer weder Handlungen noch

Wahrnehmungen eine Rolle spielen. Brandom ist sich dieser Konsequenz sehr wohl bewußt. Das ist auch der Grund, weshalb er in seinen allgemeinen Beschreibungen von Praxen, und zwar auch von sprachlichen Praxen, das Wort „performance“ verwendet und es vermeidet, von „actions“ zu reden – gegenüber der Frage, ob eine Praxis Handlungen oder nur „bloßes“ Verhalten umfaßt, muß er nach seiner Auffassung zunächst neutral bleiben.

Diese Konsequenz steht jedoch im Widerspruch zu einer anderen These seines Buches. Diese These läßt sich am besten in Anlehnung an etwas entwickeln, was Davidson in seinem Aufsatz „On the Very Idea of a Conceptual Scheme“¹⁰ erwägt. Nachdem Davidson nachzuweisen versucht hat, die Existenz inkommensurabler Begriffsschemata müsse sich in der Existenz wechselseitig unübersetzbarer Sprachen niederschlagen, überlegt er, ob nicht ein einfaches Argument gegen die Unübersetzbarkeit davon ausgehen könnte, daß „nothing [...] could count as evidence that some form of activity could not be interpreted in our language that was not at the same time evidence that that form of activity was not speech behavior“.¹¹ Nun moniert Davidson zu recht, daß diese Behauptung lediglich auf einen Definitionsvorschlag für „Sprachverhalten“ hinausläuft, der Übersetzbarkeit zu einem notwendigen Kriterium macht. Das wenigste, was wir bräuchten, wäre ein Argument für diese Definition.

Anstatt nach so einem Argument zu suchen, möchte ich jedoch zunächst die parallele These entwickeln, die ich bei Brandom zu entdecken glaube. Dazu befolge ich einen Hinweis von Mark Lance und John O’Leary-Hawthorne. In ihrem Buch *The Grammar of Meaning*¹² behaupten sie, manches von der Verwirrung, die Quines Unbestimmtheitstheorie hervorgerufen habe, verdanke sich einem Mangel an Klarheit darüber, welchem Zweck Übersetzung diene. In Quines Werk gebe es zwei verschiedene Projekte, mit denen der fiktive Linguist befaßt sei: einerseits wolle er das Verhalten der Sprecher einer fremden Sprache vorhersagen, andererseits wolle er mit ihnen in eine Kommunikation eintreten. Es ist das letztere Vorhaben, das sie für die typische Aufgabe der Übersetzung aus der Sicht normaler sprachlicher Praxen halten. Zur Beschreibung dieser Aufgabe verwenden sie ein Bild, das den Bezug zu Brandom deutlich macht: es gehe dabei um die Ermöglichung von Einverständnis oder Dissens über sprachliche Grenzen hinweg. Und das wiederum bedeute, es den Mitgliedern verschiedener Sprachgemeinschaften zu ermöglichen, einander als Leute zu behandeln, deren sprachliche Aktivitäten für ihre je eigenen diskursiven Praxen relevant seien. Insofern sei Übersetzung immer ein Mittel, vorhandene Sprachgemeinschaften auszudehnen, indem man eine Beziehung zu anderen herstelle, die es erlaube und erzwingt, sie als Mitglieder der eigenen Gemeinschaft zu behandeln.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen könnte eine parallele These zu der, welche Davidson erwogen hat, nun wie folgt lauten: nichts könnte als Beleg dafür gelten, daß eine „fremde“ Aktivität nicht als mögliche Er-

weiterung unserer sprachlichen Praxis angesehen werden kann, was nicht zugleich ein Beleg dafür wäre, daß es sich überhaupt nicht um eine sprachliche Praxis handelt. Ob diese These wahr ist, weiß ich nicht. Für meine Zwecke genügt es, zu zeigen, daß Brandom ihr anhängt. Und ich meine, daß das gezeigt werden kann.

Sprachliche Praxen sind für Brandom nicht bloß pragmatisch und normativ, sondern auch sozial artikuliert. Und diese soziale Artikuliertheit verknüpft er mit einer bestimmten Schilderung seines sprachphilosophischen Projektes: es ist das Projekt, uns selbst explizit zu machen als rationale Wesen, indem wir klären, was es heißt, daß wir uns als diejenigen verstehen, die „wir“ sagen. Dieser Gedanke „[...] points to the one great Community comprising members of all particular communities – the Community of those who say ‘we’ with and to someone, whether members of those different particular communities recognise each other or not”.¹³ Jemanden als Sprecher einer (fremden) Sprache anzusehen heißt, ihn als Mitglied der großen Gemeinschaft derer, die „wir“ sagen, zu behandeln; und jedes Wesen, das „wir“ sagt, ist bis zu einem gewissen Grade damit schon „einer von uns“, auch wenn „wir“ das möglicherweise nicht anerkennen.

Warum das innerhalb von Brandoms Projekt so sein muß, wird deutlich, wo er sich mit dem Verhältnis von „interner“ und „externer“ Interpretation befaßt. Interne Interpretation nennt er das, was die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft tun, wenn sie einander im Rahmen ihrer „deontischen Buchführung“ propositional gehaltvolle Zustände zuschreiben; externe Interpretation ist einfach Übersetzung. Eine zentrale Stelle zu ihrem Verhältnis lautet: „[...] Once the task of external interpretation is recognised as a special case of internal interpretation (scorekeeping), the practical norms that govern the attribution of one set of conceptually contentful commitments rather than another can be recognised as just one more instance of deciding what others of us are talking about and what they are saying about it“.¹⁴ Warum ist das so, das heißt, warum ist die Übersetzung ein Sonderfall der Interpretation von Sprachgenossen? Um das zu beantworten, müssen wir uns noch ansehen, was es mit der „sozialen Artikuliertheit“ der sprachlichen Praxen auf sich hat. Implizit wird darauf ja schon mit dem Konzept der deontischen Buchführung zur Beschreibung normativ strukturierter Praxen Bezug genommen. Für die Existenz einer *sprachlichen* Praxis ist es nach Brandom erforderlich, daß ihre Mitglieder *einander als* deontische Buchführer behandeln. Dazu dient ihnen, was er in Abweichung von der heute üblichen Terminologie als ihr logisches Vokabular bezeichnet. Ein paradigmatisches Beispiel dafür ist die *de re/de dicto*-Unterscheidung. Die damit eröffnete Möglichkeit, zwischen dem, worüber andere reden, und dem, was sie darüber sagen, zu unterscheiden, macht er einerseits zum Ausgangspunkt seiner Explikation der referentiellen Dimension von Semantik, während er ihnen andererseits die Funktion zuschreibt, Verpflichtungen, die der Sprecher selbst übernimmt, von denen zu trennen, die er bloß einem anderen zu-

schreibt. Und die so zugeschriebenen Verpflichtungen muß der Sprecher nur deshalb von sich weisen, weil es nicht ausgeschlossen ist, daß er sie selbst, als Mitglied seiner Sprachgemeinschaft, eingehen könnte. Nur wer bereit ist, die Verpflichtungen anderer in dieser Weise mit seinen eigenen zu verrechnen, der kann ihren Äußerungen auch eine referentielle Dimension zuschreiben. Allgemein heißt das: wir können anderen nur dann begrifflich gehaltvolle Äußerungen zuschreiben, wenn wir bereit sind, auf sie die gleichen sozial konstituierten Unterscheidungen anzuwenden, die auch im Spiel sind, wenn wir untereinander entsprechende Äußerungen interpretieren. Und damit behandeln wir die „anderen“ bereits als mögliche Mitglieder „unserer“ Gemeinschaft.

Die Frage, die jetzt noch zu beantworten ist, lautet: kann eine Gemeinschaft von Wesen, die weder wahrnehmen noch handeln und die damit eine Option realisieren, die in der starken Lesart der Fundamentalitätsthese zu stecken scheint, Teil der großen Gemeinschaft der „Wir“-Sager sein?

Offenkundig wären die Praxen dieser Gemeinschaft von den unsrigen, menschlichen sehr verschieden. Ihre Sprache wäre nur zu nicht-empirischen, nicht-praktischen Diskursen verwendbar. Wie hat man sich das vorzustellen? Eine Möglichkeit wäre natürlich, daß die fraglichen Wesen „immateriell“ sind und deshalb nicht mit materiellen Dingen interagieren. Buchstäblich „reine Mathematiker“ sozusagen. Daß Brandom eine solche metaphysische Spekulation als Beleg seiner These akzeptieren würde, ist freilich kaum anzunehmen. Was wir brauchen, sind vielmehr Wesen, die zwar auf Stimuli reagieren und in einem physischen Sinne aktiv sind, deren Reaktionen und Aktivitäten aber nicht als Wahrnehmungen und Handlungen gelten. Doch wie kann das sein, wo sie doch über eine Sprache verfügen? Grund dafür müssen Mängel des Zusammenhangs ihrer Reaktionen und Aktivitäten mit ihren sprachlichen Äußerungen sein.

Eine Gemeinschaft, deren nicht-sprachlichem Treiben es an einem „regelmäßigen Zusammenhang“ mit ihrer Sprache mangelt, stellt sich Wittgenstein in § 207 der *Philosophischen Untersuchungen*¹⁵ vor:

Denken wir uns, die Leute in jenem Land verrichteten gewöhnliche menschliche Tätigkeiten und bedienen sich dabei, wie es scheint, einer artikulierten Sprache. Sieht man ihrem Treiben zu, so ist es verständlich, erscheint uns „logisch“. Versuchen wir aber, ihre Sprache zu erlernen, so finden wir, daß es unmöglich ist. Es besteht nämlich bei ihnen kein regelmäßiger Zusammenhang des Gesprochenen, der Laute, mit den Handlungen; dennoch aber sind diese Laute nicht überflüssig; denn knebeln wir z. B. einen dieser Leute, so hat dies die gleichen Folgen, wie bei uns: ohne jene Laute geraten ihre Handlungen in Verwirrung – wie ich mich ausdrücken will.

Soweit Wittgensteins Gedankenspiel. Seine Pointe aber ist: „Zu dem, was wir ‚Sprache‘ nennen, fehlt die Regelmäßigkeit“. Und diese Bemerkung steht im Kontext von § 206: „Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten“. Wittgenstein scheint also zu sagen: wenn den Reaktionen und Aktivitäten jener fremden Wesen der regelmäßige Zusammenhang mit ihren sprachlichen Äußerungen fehlt, dann fehlt uns auch das Bezugssystem, ihre Sprache zu deuten. Und das betrifft nicht bloß „unsere“ epistemische Situation; fehlt das Bezugssystem, so fehlt auch jeglicher Grund, irgendwelche Aktivitäten dieser Wesen überhaupt für sprachliche Äußerungen zu halten. Das aber wäre ein Einwand gegen die Möglichkeit einer Gemeinschaft, deren sprachliche Praxen weder Wahrnehmungen noch Handlungen involvieren – ein Einwand mithin gegen die dritte Lesart des starken Inferentialismus.

Bei den zitierten Stellen aus den *Philosophischen Untersuchungen* ist strittig, worauf sich das Wort „gemeinsam“ bezieht: auf Gemeinsamkeiten der Handlungsweise der Fremden untereinander, oder auf Gemeinsamkeiten zwischen ihnen und dem Interpreten? Zum Glück ist das für den gegenwärtigen Zusammenhang irrelevant, entscheidend ist allein, daß die sprachlichen Äußerungen der zu interpretierenden Fremden mit ihren nicht-sprachlichen Handlungen in einem Zusammenhang stehen müssen, den Wittgenstein als „regelmäßig“ bezeichnet. Ein Zitat aus den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* (VI, 39) verdeutlicht das: „Aber das Phänomen der Sprache beruht auf der Regelmäßigkeit, der Übereinstimmung im Handeln“.¹⁶

Natürlich wäre es nicht richtig, Wittgenstein zu unterstellen, er rede hier absichtlich von „Handeln“ und nicht von „Verhalten“ oder „Regungen“, um die Behauptung aufzustellen, es sei nicht möglich, jemanden als Sprecher einer Sprache zu verstehen, ohne ihn zugleich als Autor von Handlungen zu deuten. Alles, was er zu sagen scheint, ist, daß wir zur Interpretation der sprachlichen Aktivitäten anderer Wesen ihre nicht-sprachlichen Aktivitäten mit berücksichtigen müssen. Genauer gesagt: wir müssen dasjenige berücksichtigen, was an diesen nicht-sprachlichen Aktivitäten „gemeinsam“ ist, worin „Übereinstimmung“ besteht und was eine „regelmäßige“ Verknüpfung mit den sprachlichen Aktivitäten besitzt. Ob diese Aktivitäten als Handlungen zu beschreiben sind, oder ob wir uns mit einem neutralen Ausdruck wie „performance“ begnügen müssen, könnte demnach offen bleiben.

So leicht jedoch läßt sich der Konflikt mit Brandom nicht vermeiden. Schließlich gibt es eine Verbindung zwischen den sprachlichen und nicht-sprachlichen Aktivitäten in diesen Praxen. Wittgensteins Überlegungen über die Folgen, die es hätte, wenn wir einen ihrer Teilnehmer knebeln würden, machen das sehr deutlich. Sie zeigen sogar, daß es eine kausale Regelmäßigkeit in dieser Verbindung gibt, wenn sie auch noch so grob ist. Nur scheint dies eine Regelmäßigkeit von der falschen Art zu sein.

Warum das so ist, ist im Kontext von Wittgensteins Überlegungen leicht nachzuvollziehen. Denn für Wittgenstein ist Sprache immer Bestandteil einer Lebensform, und zwar einer Lebensform, innerhalb derer sie eine bestimmte Rolle spielt – eine Rolle, die sich beschreiben läßt, indem man sagt, Sprache diene dazu, gemeinsam mit der außersprachlichen Wirklichkeit fertig zu werden. Als Teilnehmer an einer sprachlich strukturierten Praxis reagieren wir auf die Sprechakte unserer Partner in bestimmter Weise; wir führen Regungen aus, die als Versuche gedeutet werden können, eine Bitte zu befolgen oder zu ignorieren, jemandes Pläne zu fördern oder zu behindern, Informationen, die ein anderer uns gibt, bei unseren Plänen zu berücksichtigen oder sie zu verwerfen. Das heißt, wir reagieren auf sprachliche Äußerungen mit nicht-sprachlichen Handlungen. Nun habe ich oben zu zeigen versucht, Brandom sei der Auffassung, man könne andere nicht als Teilnehmer einer sprachlich verfaßten Praxis behandeln, ohne zugleich die Möglichkeit einzuräumen, sie könnten in gleicher Weise auch an unserer Praxis partizipieren und wir an ihrer. Wenn man Wittgensteins Auffassung von der Rolle der Sprache in unserer Praxis teilt, dann bedeutet dies, daß man der Idee einen Sinn abgewinnen können muß, sie mit sprachlichen Mitteln zur Kooperation zu bewegen, ihre Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken usw., gerade so, wie wir es miteinander machen würden. Demnach könnte man Wittgensteins imaginärem Volk nicht den Besitz einer sprachlich verfaßten Praxis zugestehen, falls man nicht bereit ist, davon auszugehen, daß zwischen den sprachlichen und den nicht-sprachlichen Vorgängen innerhalb dieser Praxen regelhafte Verknüpfungen bestehen.

Eine Gemeinschaft kann sich also nicht dadurch als „reine Mathematiker“ qualifizieren, daß ihre nicht-sprachlichen Aktivitäten keine regelhafte Verbindung mit ihren „sprachlichen“ Aktivitäten aufweisen. Aber ist es nicht voreilig, zu behaupten, diese regelhafte Verbindung besitze zwangsläufig die deontische Struktur, welche notwendig ist, um von *Handlungen* zu reden? Könnte man nicht zugestehen, daß es eine regelhafte Verbindung zwischen sprachlichen und nicht-sprachlichen Aktivitäten gibt, die ausreicht, um beide als potentielle Beiträge zu einer Praxis zu werten, an der auch wir teilnehmen könnten, es zugleich aber ablehnen, den nicht-sprachlichen Aktivitäten irgendeinen Zusammenhang mit dem begrifflichen Gehalt der sprachlichen Aktivitäten zuzuschreiben, wie es für Handlungen erforderlich wäre?

Diese Option ist uns verschlossen. Dies läßt sich gut im Kontrast mit Wittgensteins Baustelle erkennen. In gewisser Hinsicht stellt die Praxis der Bauarbeiter das genaue Gegenteil der Praxis der reinen Mathematiker dar: in ihr wird nämlich Sprache *nur* zu Aufforderungen und zu Berichten über Wahrnehmbares verwendet, es gibt also nur Spracheintritts- und Sprachaustrittszüge in Sellars' Verständnis. Daß diese Züge zur Koordinierung nicht-sprachlicher Aktivitäten verwendet werden, ist offensichtlich. So hat Wittgenstein auch kein Problem damit, ihre Sprache tatsächlich und anders

als die der Bewohner des Landes von PU § 207 als eine Sprache zu bezeichnen. Nicht so Brandom. Für ihn ist es unabdingbar, daß der Gebrauch, den die Teilnehmer einer Praxis von ihren Wörtern machen, ausreicht, ihnen begrifflichen Gehalt zu verleihen. Und dazu bedarf es seiner Auffassung nach inferentieller Beziehungen, wie sie nur innerhalb einer Sprache bestehen können. Deshalb schreibt er explizit, die Signale, die Wittgensteins Bauarbeiter benutzen, seien für ihn bloß stimmlich, nicht sprachlich („vocal“, nicht „verbal“¹⁷). In diesem Fall reicht bereits die schwächste Lesart der Fundamentalitätsthese, um abzuleiten, daß auf der Baustelle nicht gehandelt wird.

Der Vergleich mit den Bauarbeitern zeigt, warum es so schwierig ist, die Möglichkeit der Existenz einer Gemeinschaft von reinen Mathematikern mit der sozialen Konstituiertheit von Sprache zu vereinbaren. Sobald man zugestehen würde, daß zwischen ihren sprachlichen und ihren nicht-sprachlichen Aktivitäten eine Verbindung besteht, die nicht bloß kausal, sondern auch normativ beschrieben werden kann und so die Möglichkeit des Anschlusses ihrer Praxis an unsere eröffnet, können wir unsere Weigerung, sie als rationale Agenten zu behandeln, nicht mehr damit begründen, daß sie nicht über eine Sprache verfügen. Denn ihre Lautäußerungen – sofern es sich um Laute handelt; für andere Zeichensysteme gälte dasselbe – sind *ex hypothesi* inferentiell artikuliert in einer Weise, die sie begrifflich gehaltvoll macht. Entweder sind also die Zeichen, auf die die nicht-sprachlichen Aktivitäten der reinen Mathematiker reagieren, Teil ihrer Sprache; dann sind dies Handlungen. Oder sie sind nicht Teil ihrer Sprache; dann sind wir zurück bei der ersten Möglichkeit, wonach ihre sprachlichen Aktivitäten keine regelhafte Verknüpfung mit ihrem sonstigen Tun aufweisen und es unmöglich ist, ihre Praxis als potentielle Erweiterung der unsrigen zu begreifen.

Nach diesen Überlegungen ist die Vorstellung, es könnte Wesen geben, die nur über nicht-empirische, nicht-praktische Gehalte kommunizieren, illusorisch. Das ist der eigentliche Grund für die Unhaltbarkeit des Hyperinferentialismus; es ist zugleich auch der Grund, warum die dritte Lesart des starken Inferentialismus, wonach inferentielle Beziehungen im engeren Sinne für die Verleihung begrifflichen Gehalts ausreichen, ebenfalls unhaltbar ist. Brandom charakterisiert seinen Inferentialismus so: „[...] strong inferentialism [...] is not committed to the hyperinferentialist thesis, which maintains that *narrowly* inferential articulation is sufficient for conceptual contentfulness of all sorts“.¹⁸ In diesem Zitat sind die letzten drei Worte zu streichen; die – abzulehnende – hyperinferentialistische These ist die, daß „narrowly inferential articulation is sufficient for conceptual contentfulness“ *Punkt*.

Was übrig bleibt, sind die Abhängigkeitslesart der Fundamentalitätsthese und der linguistische Intentionalitätsbegriff. Wie schon gesagt wurde, gibt Brandom der relationalen Version eines linguistischen Intentionalitätsbegriffs den Vorzug. Die aber spricht, wie Davidson hervorgekehrt hat¹⁹, von

sich aus nicht dafür, in einer Intentionalitätstheorie sprachbezogenen Begriffen handlungsbezogenen gegenüber den Vorzug zu geben. Warum man das tun sollte, dafür ist uns Brandom noch ein Argument schuldig.

Anmerkungen

- ¹ Brandom (1994).
- ² Brandom (1994), 141.
- ³ Brandom (1994), 141.
- ⁴ Vgl. Dummett (1973), 453.
- ⁵ Zur Terminologie der „language entry transitions“ und „language departure transitions“ vgl. Sellars (1954).
- ⁶ Brandom (1994), 131.
- ⁷ Brandom (1994), 131.
- ⁸ Vgl. Stalnaker (1987).
- ⁹ Brandom (1994), 234.
- ¹⁰ Davidson (1984a)
- ¹¹ Davidson (1984a), 185.
- ¹² Lance & O’Leary-Hawthorne (1997).
- ¹³ Brandom (1994), 4.
- ¹⁴ Brandom (1994), 647.
- ¹⁵ Wittgenstein (1984), 347.
- ¹⁶ Wittgenstein (1984b), 342.
- ¹⁷ Brandom (1994), 172).
- ¹⁸ Brandom (1994), 131.
- ¹⁹ Davidson (1984b).

Literatur

- Brandom, R. (1994): *Making It Explicit*. Harvard University Press, Cambridge/Mass.
- Davidson, D. (1984a): On the Very Idea of a Conceptual Scheme, in ders. *Inquiries into Truth and Interpretation*. Clarendon Press, Oxford.
- (1984b): Thought and Talk in ders. *Inquiries into Truth and Interpretation*. Clarendon Press, Oxford.
- Dummett, M. (1973): *Frege. Philosophy of Language*. Duckworth, London.
- Lance, M. N. & J. O’Leary-Hawthorne (1997): *The Grammar of Meaning. Normativity and Semantic Discourse*. Cambridge University Press, Cambridge.
- Sellars, W. (1954): Some Reflections on Language Games, zit. nach ders. (1963) *Science, Perception and Reality*. Routledge & Kegan Paul, London, 321 – 358.
- Stalnaker, R. (1987): *Inquiry*. MIT Press, Cambridge/Mass.
- Wittgenstein, L. (1984a): *Werkausgabe. Bd. 1*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- (1984b): *Werkausgabe. Bd. 6*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.